

- STEGGER, Hugo (ed.) (1970): *Vorschläge für eine strukturelle Grammatik des Deutschen*. Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- TATZREITER, Hebert (1994): Rezension von Günter Holms und Edgar Radtke (Hgg.): Sprachlicher Substandard III. Standard, Substandard und Varietätenlinguistik. Tübingen (Niemeyer) 1990. *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 61: 341-344.
- ULVESTAD, Bjarne ([1956] 1970): [The strong verb conjugation system in German. *Word* 12: 91-105.] Das Konjugationssystem der starken Verben im Deutschen. In: STEGGER (ed.) (1970): 332-348.
- VIENECK, Wolfgang (ed.) (1994): *Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses Bamberg 1990*. Bd. 3. Stuttgart (Steiner).
- WERNER, Omar (1961): *Die Mundarten des Frankenwaldes. Eine landschaftliche Untersuchung*. Kallmünz (Laßleben).
- WERNER, Omar (1989): Sprachökonomie und Natürlichkeit im Bereich der Morphologie. *Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung* 42, 34-47.
- WIESINGER, Peter (1983): Dehnung und Kürzung in den deutschen Dialekten. In: BESCH et al. (eds.) (1983): 1088-1101.
- WURZEL, Wolfgang U. (1970): *Studien zur deutschen Lautstruktur*. Berlin (Akademie-Verlag).
- WURZEL, Wolfgang U. (1984): *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit. Ein Beitrag zur morphologischen Theoriebildung*. Berlin (Akademie-Verlag).
- WURZEL, Wolfgang U. (1985): Zur Suppletion bei den Dimensionsadjektiven. *Linguistische Studien*. Reihe A, 126: 114-143.

Zur Funktionalität von Suppletion *

Damaris Nübling

0. Einleitung

Grammatiken und Sprachgeschichten sind bemüht, die Regularitäten einer Sprache bzw. deren Entwicklung zu beschreiben. Ihnen geht es darum, möglichst alle Regularitäten des Sprachsystems gleichermaßen zu erfassen und deren spezifisches Verhalten darzustellen. Das, was sich regelhaft verhält, wird als Normalfall betrachtet, etwa werden i.a. (z.B. in der Duden-Grammatik) zuerst die schwachen, dann starken und schließlich die unregelmäßigen Verben behandelt, auch wenn deren sächlicher Gebrauch in der Parole (token- oder Gebrauchsfrequenz) umgekehrt verläuft. Solche Darstellungen beziehen sich also vornehmlich auf die an Mitteldern reichen Klassen (Typenfrequenzen).

Ganz anders sähe eine Sprachbeschreibung aus, die sich an den Gebrauchsfrequenzen orientiert: Die am häufigsten verwendeten Einheiten (die dem Grundwort entsprechen) würden in den Mittelpunkt gerückt und – zumindest auch – als Idealität angesehen. Meist ist es aber so, daß man, wenn man sich etwa für die Flexion oder die Diachronie von *sein*, *geben* oder *stehen* interessiert, erst am Ende Kapiteln oder ganzen Büchern an sein Ziel gelangt, und oft hat man sich in kapitelgedruckte Anmerkungen und Fußnoten zu begeben. Vor diesem Hintergrund ist nicht verwunderlich, daß Eigenschaften von Wörtern, die praktisch in jedem Vorkommen, buchstäblich zur Randerscheinung werden. Dies liegt, um mit HARNISCH (1994:195) zu sprechen, daran, "daß nicht genügend zwischen der Perspektive des Beschreibenden und der des Benutzers getrennt wird. Bei einer einseitigen Bevorzugung des Beschreiberpunkts besteht die Tendenz, die Sprache aus natürlichen Kontext ihrer Verwendungsbedingungen herauszulösen und in verengender Sicht als statische und isolierte Größe zu betrachten".

In diesem Aufsatz soll solchen Marginalisierungen entgegen gewirkt werden. Es geht darum, warum die natürlichen Sprachen gerade in ihrem ständig gebrauchten Kernbereich Irregularitäten bewahren bzw. sich sogar zulegen, und warum sich Irregularitäten (regularisierenden) Analogie als resistent erweisen. Dabei soll Extremfall von Irregularität, die Suppletion, thematisiert werden. Ihr Ausnahm-

* Für kritische Lektüre und Diskussionen möchte ich Christa Lindqvist und Elke Ronnebold danken.

tus im Sprachsystem darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie in der Sprachverwendung ständig auftritt. Um ihre wichtige Funktion zu verstehen, ist zu untersuchen, wie sie überhaupt entstehen kann, welche die Bedingungen sind, unter denen sie entsteht und sich hält, welche grammatischen Kategorien sie unterscheidet und worin genau ihre – offensichtlich vorhandenen – Vorteile bestehen.

1. Bestimmung von Suppletion

Bis wann eine Form als unregelmäßig und ab wann sie als suppletiv gilt, ist mit einer klaren Grenzziehung nicht zu bestimmen. Dennoch ist sich die Literatur weitgehend darüber einig, was eine Suppletivform ist und was nicht. Daher soll die folgende synchrone Minimaldefinition, die ihr meist zugrundegelegt wird, genügen (s. auch WERNER 1977, DRESSLER 1986, RONNEBERGER-SIBOLD 1988, WURZEL 1990): Eine Flexionsform ist dann suppletiv, wenn sie nicht nach allgemeinen phonologischen oder morphologischen Regeln abgeleitet werden kann. Wie weit eine allgemeine phonologische oder morphologische Regel gefaßt wird, soll hier nicht problematisiert werden. Wichtig ist, daß der gesamte Bereich Regularität – Irregularität – Suppletion als Skala verstanden wird und die Suppletion als ein Endpunkt (hierzu s. grundsätzlich WERNER 1977, 1987a, b und DRESSLER 1985, 1986).

Nun gibt es Suppletivformen, die überhaupt keinen gemeinsamen Nenner mit anderen Formen ihres Paradigmas haben wie z.B. engl. *go – went*. In anderen Fällen liegt zwar auch keine Ableitbarkeit vor, doch es bestehen Ähnlichkeiten wie etwa der *g*-Anlaut in nhd. *gehen* vs. *ging/gegangen*. Im ersten Fall spricht man von starker oder totaler, im zweiten von schwacher oder partieller Suppletion. Selbstverständlich sind auch diese beiden Untertypen durch Gradualität miteinander verbunden.

Schließlich ist zu berücksichtigen, daß an die suppletiven Wurzeln reguläre Flexivtreten können, die genau die Kategorie, die bereits suppletiv ausgedrückt wird, noch einmal markiert. Dies gilt etwa für die Komparativform von nhd. *gun*, *besser* oder für den Ausdruck der Person in (*du*) *bi-st* und (*er*) *is-t* (sofern diese Segmentierung vertretbar ist). Ein solches zusätzliches Flexiv macht die Wortform etwas weniger suppletiv als wenn kein Flexiv (oder ein spezielles Allomorph) folgt. Mit abnehmen der Segmentierbarkeit (und gleichzeitig zunehmender Informationsüberlagerung) steigt der Grad an Suppletivität. Dies veranschaulicht Fig. 1, wobei die längere (waa-gerechte) Unähnlichkeitsachse m.E. mehr Gewicht haben sollte als die kürzere (senkrechte) Segmentierbarkeitsachse. In beiden Fällen handelt es sich um Ordinalskalen.

Je nachdem, wie fein man den Ähnlichkeitsbereich abstruft (bzw. überhaupt abstrufen kann), läßt er sich durch Beispiele auffüllen. Ein Versuch wird in Fig. 2 mit nhd. *bi-st – is-t* gemacht, der die Schwierigkeit der Ermittlung von Ähnlichkeitsbeziehun-

Zur Funktionalität von Suppletion

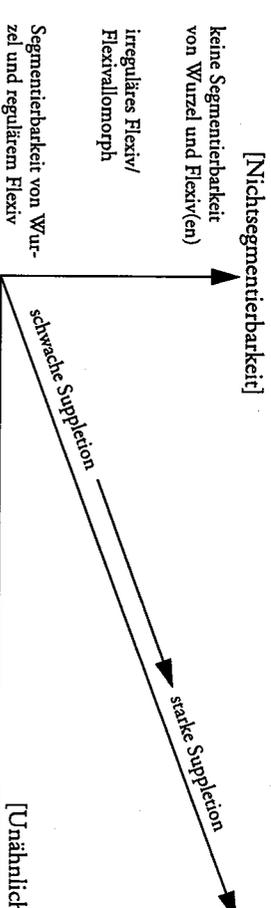


Fig. 1: Die Parameter "Unähnlichkeit" und "Nichtsegmentierbarkeit" zur Bestimmung des Suppletionsgrades

gen verdeutlicht: Wird die Lautfolge *is* in diesen beiden Formen überhaupt Ähnlichkeit empfunden, wie dies etwa ohne Zweifel bei *gehen – ging* oder *hätte* der Fall ist? An welcher Stelle im Wort muß die Gemeinsamkeit liegen: Sicherheit erhöht sich die Ähnlichkeit, je weiter vorne im Wort sie sich befindet. Unbetonte Silben bewirken weniger Ähnlichkeit als betonte; umgekehrt formt heißt das, es erhöht sich der Grad an Suppletivität, je weiter vorne im Wort sich Differenzierung befindet. Diese Asymmetrie im Wort, also die Prominenz Wortanfangs zuungunsten des Wortendes und v.a. der Wortmitte, ist der Wortkennungsstresses belegt, wie sie in CUTLER et al. (1985) dokumentiert sind. Wir beschränken uns auf die allgemeine Feststellung, daß umso 'stärkere' Suppletion vorliegt, je eher sich die Wortstruktur in Richtung Portmantau-Ausdruck auflöst, d.h. je weniger morphotaktische Transparenz und damit Segmentierbarkeit besteht, und je weniger Ähnlichkeiten zwischen den Flexionsformen vorliegen.

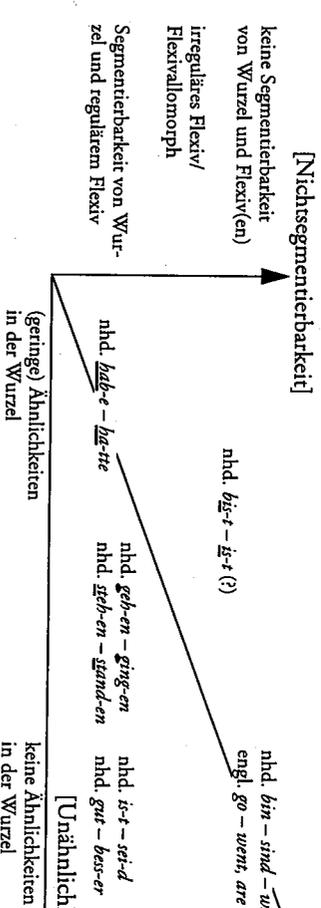


Fig. 2: Beispiele zu Fig. 1

2. Zur Entstehung von Suppletion

Der synchrone Zustand der Suppletion kann über vollkommen unterschiedliche diachrone Wege entstanden sein. Grob gesagt kann Suppletion zum einen

Ergebnis lautgesetzlicher Entwicklungen sein, die statt über Analogie abgebaut zu werden, über große Zeiträume hinweg angehäuft wurden (s. WERNER 1977). So etwa sind die stark suppletiven Formen nhd. *ist* und *sind* auf die idg. Wurzel **es-* zurückzuführen: idg. **s-ti* – **es-mi*. Die hier vorhandene Voll- und Schwundstufe (einschließlich der weiteren Auseinanderentwicklungen) ist Reflex des freien Akzents im Idg. (angezeigt durch die Akzentsetzungen). Während diese Allomorphik bei anderen Verben früh beseitigt wurde, ist sie im Paradigma von *sein* konserviert bzw. sogar – durch weiteren Lautwandel – verstärkt worden.

Der andere Weg zur Entstehung von Suppletion läuft über die Mischung von Formen zweier ehemals selbständiger Paradigmen, die sich zu einem Paradigma vereint haben. Diesen Fall repräsentiert engl. *go* – *went*. Die Präteritalform entstammt dem Paradigma von me. *to wend* "wenden", das im 15. Jhd. mit seinem Präteritum das Paradigma von *to go* ergänzt und dessen restliches Paradigma zu existieren aufhört. Dabei wurde die – damals auch schon suppletive! – Form *eode* (vermutlich [ʰo:di] nach PILCH 1970) "ging" beseitigt. Die Übernahme von ae. *went(e)* erhöht bzw. maximiert die Unähnlichkeit zu ae. *gān*, schafft also größtmögliche Differenzierung (starke Suppletion) und ist gleichzeitig – was fast immer damit gekoppelt ist und worauf noch ausführlich einzugehen ist – kürzer.

Diese zwei skizzierten Entstehungswege bilden nur die beiden Pole von unterschiedlichen Möglichkeiten, die in RONNEBERGER-SIBOLD (1988) detailliert dargestellt werden. Sie sollen hier zusammengefaßt und durch eigene Beobachtungen ergänzt werden. Suppletion kann demnach entstehen

1. durch regulären Lautwandel (was eben anhand der stark suppletiven Formen *ist* und *sind* dargestellt wurde): Solche Suppletivformen häufen oft uralte lautgesetzliche Entwicklungen an und widersetzen sich analogischem Ausgleich. Weitere Beispiele (in diesem Fall für schwache Suppletion) sind nhd. *mehr* – *meist* und *ziehen* – *zog* (mit erhaltenem grammatischem Wechsel).
2. durch irregulären Lautwandel: Hier wird die irreguläre Kontraktion von mhd. *haben* zu *hân* angeführt: ahd. *habên* entwickelt im frühen Mhd. irregulär kontrahierte Formen (-*b*-schwinder nicht lautgesetzlich), die sich an die *mi*-Verben *gân* und *stân* anschließen: mhd. *ich hân, du hâst, er hât, wir hân, ir hât, sie hânt*, Präteritum *hâte* etc. Part. Perf. *gehabetgehân*. Die Konjunktive werden mit dem *hab*-Stamm gebildet. Mhd. *haben* und *hân* werden funktionalisiert, indem *haben* als Voll- und *hân* als Hilfsverb gebraucht werden. Das (Spät-)Mhd. kennt noch andere irreguläre Kürzungen, etwa *lân* aus *lazern*, *kôn* aus *komen*, *nên* aus *nemen* und *gên* aus *geben*. Sie werden bis heute im Alemannischen als sog. Kurzverben fortgesetzt (s. NÜBLING 1995a).
3. durch morphologischen Wandel: Hier werden Formen zweier miteinander verwandter Paradigmen wie etwa von mhd. *haben* und irregulär kontrahiertem

hân zu einem neuen Paradigma kombiniert. Dies ist bei nhd. *haben* eingeleitet (zur Verdeutlichung ist das *b* des *hab*-Stammes unterstrichen): *ich habe, du er hat, wir haben, ihr habt, sie haben; hatte; gehabt* (s. auch Fig. 4).

Die Formen ohne -*b*- weichen darüber hinaus durch kurze Vokale von Formen mit -*b*- ab: [ʰatɔɐ], aber [ʰast]. Diese Kürzen sind im Mhd. nicht vorhanden und sorgen dort für eine relative Homogenität im Paradigma. Erst im Frhhd. wird dieses Paradigma heterogener, indem der Tendenz zur Kürzung in geschlossener Silbe nachgegeben wird. Zu den Mischungsprozessen und den weiteren Entwicklungen im gesprochenen Deutsch ist Abschnitt 3. zu verweisen.

4. Mit dem lexikalischen Wandel ist ein extremer Fall von Suppletiventstehung erreicht: Formen etymologisch unterschiedlicher Paradigmen werden zu einem Paradigma vereint (vgl. oben engl. *go* – *went*). Dies geschieht auch das Paradigma von nhd. *sein*, das sich aus drei unterschiedlichen Wurzeln zusammensetzt. Dies wird in Fig. 3 angedeutet.

idg. * <i>bheu</i>	}	bin, bist, ist, sind, seid – <u>war/wäre</u> – gewesen
idg. * <i>es</i>		
idg. * <i>wes</i>		

Fig. 3: Die Fortsetzung der drei idg. Wurzeln **bheu*-, **es*- und **wes*- im Paradigma von nhd. *sein*

Die unterschiedlichen graphischen Hervorhebungen in Fig. 3 geben einen Eindruck von der Verarbeitung der drei idg. Wurzeln² (worauf in Abschnitt 4 näher einzugehen ist). Zusätzlich finden sich im *ri/s*-Wechsel von *war* und *sein* Reflexe des grammatischen Wechsels. Weiteres Beispiel für Suppletion durch lexikalischen Wandel ist nhd. *gern* – *lieber* – *am liebsten*, das sich ebenfalls aus regulärem *gern* – *gerner* – *am gernsten* und *lieb* – *lieber* – *am liebsten* herausgebildet hat (s. ausführlich RONNEBERGER-SIBOLD 1987). Auch das Paradigma von frz. *aller* "gehen" werden Formen von drei unterschiedlichen lateinischen Verben gemischt ((*ire*) *vais* (nous) *allons*, (*ire*) *irait*). Ähnliches nhd. *gehen* und *stehen* geschehen, die Formen der ahd. Verben *gēn* und *gēstēn* bzw. *stēn* und *stāntān* enthalten. Bei lexikalischem Wandel wird meist Suppletion, d.h. maximale Distinktivität, auf einen Schlag geschaffen (*bi war*) – es sei denn, die beiden zusammenretirenden Paradigmen weisen vorher Ähnlichkeiten auf (ahd. *gēn* und *gangan* bzw. *stēn* und *stāntān*).

5. Diese vier in RONNEBERGER-SIBOLD (1988) dargestellten Wege können ergänzt werden durch einen fünften Weg, der gleichzeitig der äußersten sein dürfte: Entstehung von Suppletion durch Entlehnung. Ein so

Fall setzt längere Zweisprachigkeit in einer Gesellschaft voraus und ist im Englischen eingetretener. WERNER (1991) beschreibt eingehend, wie das im Altenglischen noch relativ einheitliche Pronominalsystem (alle Formen lauten mit *h-an*) nach dem intensiven Kontakt mit den Skandinavieren (ca. 800-1066) altdänische Pronominalformen in sein Paradigma integriert. Dies sind die heute mit *th- [ð-]* anlautenden Formen *they* (< adän. *þei* "sie" [3.Pl.]), *them* (< adän. *þeim* "ihnen") und das Possessivum *their* (< adän. *þeir(r)a* "ihr").³

Suppletion durch Entlehnung dürfe immer zu starker Suppletion führen, wenn nicht, wie eben beim lexikalischen Wandel schon erwähnt, das (defektive) Paradigma und die eindringenden Suppletivformen (zufällige) Ähnlichkeiten teilen.

Die Entstehungsweisen (1) bis (5) implizieren Steigerungen unterschiedlicher Art:

- Während laugesetzlich entstandene Suppletion ein eher passives Konservieren von angesammelten Irregularitäten bedeutet, erhöht sich der Grad an 'aktiver Schaffung' von Suppletion sukzessive. Die 'Suche' nach Suppletion nimmt zu, was eine deutliche Evidenz dafür liefern könnte, daß Suppletion erwünscht ist. Ebenso steigt das Tempo, in welchem Suppletion entsteht bzw. geschaffen wird, von (1) bis (5) an: Während sich die (stark suppletiven) Formen *ist* und *sind* über Hunderte von Jahren herausgebildet haben, konnten die (ebenfalls stark suppletiven) Formen *go* und *wenn* auf einen Schlag – d.h. innerhalb weniger Jahrzehnte – geschaffen werden bzw. sich durchsetzen.
- Die Wahrscheinlichkeit, daß starke Suppletion entsteht, nimmt von (1) bis (5) zu. Dies muß jedoch nicht heißen, daß über regulären Lautwandel keine starke Suppletion entstehen könnte (vgl. *ist – sind*) und über lexikalischen Wandel keine schwache Suppletion (vgl. *geben – ging* bzw. *stehen – stand*). Dennoch dürfen häufigere Korrelationen bestehen zwischen schwacher Suppletion und den erstgenannten Entstehungswegen und zwischen starker Suppletion und den letztgenannten Entstehungswegen.
- Mit der Zunahme an starker Suppletion verändert sich die Wortstruktur dahingehend, daß die Morphengrenzen verschwinden und Opakheit entsteht. Die Suppletivform bildet eine Portmanteueinheit aus lexikalischen und grammatischen Informationen, die nicht mehr linearisier- und damit segmentierbar sind. Damit laufen solche Formen sämtlichen morphologischen Natürlichkeitspostulaten zuwider (Näheres s. Abschnitt 3.).
- Den Suppletivformen ist i.a. gemeinsam, daß sie kürzer oder zumindest nicht länger sind als die entsprechenden regulär gebildete Formen. Ausnahmen bestehen in Paradigmen, deren Form sich wegen zu geringer Lautsubstanz gegen Null bewegen, wie dies etwa für das lateinische Paradigma von *ire* gilt.

Zur Funktionalität von Suppletion

Hier sind auf dem Weg zu den romanischen Sprachen längere Suppletivformen aus Paradigmen wie *ambulare* und *vadere* (so im Französischen) integriert worden (die jedoch ihrerseits wieder stark gekürzt wurden). Prinzipiell über die letztgenannten Wege zur Suppletionsentstehung auch schneller mehr Kürze erreicht werden. Wichtig ist es, Suppletivformen als eine Pelung von maximaler Differenzierung und Kürze zu verstehen.

3. Die Suppletivform als Koppelung von maximaler Differenzierung und Kürze

Um den Sinn von Suppletion zu begreifen, darf sie nicht von einer weiteren Entwicklung, mit der sie meist gemeinsam auftritt, losgelöst werden, der Kürze. Wie genannten Beispiele bereits gezeigt haben, sind Suppletivformen oft einsilbig. In meisten Fällen sind sie zumindest nicht länger als es eine regulär gebildete wäre (vgl. nhd. *gut – besser/ *guter/ *güter*); sollten sie es doch einmal sein, wäre diskutieren, ob das Mehr an Ausdruck nicht durch ein entsprechendes Mehr Differenzierung kompensiert wird (z.B. bei lat. *ire* und der Eingliederung von *alere* und *vadere* im Französischen). Der Grund für die Kürze liegt in der Perforation: Wie ein Blick in jedes Frequenzwörterbuch zeigt, stehen suppletive Verben Suppletivformen anderer Wortarten) durchweg an der Spitze von Häufigkeitsstatistiken. Wie diese außerordentliche Frequenz zustandekommt, ist andere Frage. Oft handelt es sich um Wörter aus dem täglichen Leben mit einer ten, unspezifischen Semantik ('sein', 'haben', 'gehen', 'stehen', 'kommen', 'geben', 'nehmen', 'bringen' etc., bei den Adjektiven 'gut', 'schlecht', 'ganz klein' etc.). Viele davon sind Grammatisierungsprozessen unterworfen, was Frequenz ansteigen läßt. Drastisches Beispiel dafür ist ahd. *haben*, das durch Entstehung des periphrastischen Perfekts (und Plusquamperfekts) sprunghaft Frequenz gewinnt und heute in sämtlichen germanischen Sprachen irregulär suppletiv (und außerdem extrem kurz) ist. Im Mhd. hat es, wie bereits erwähnt, komplettes Paradigma an (irregulär gekürzten) Kontraktionsformen ausgebildet genau diese neue grammatische Funktion erfüllen. Lautgesetzlich entwickeltes *halten* im Mhd. weiterhin als (weniger frequentes) Vollverb mit der Bedeutung 'halten, besitzen'. Ähnliches geschieht im Mhd. mit den Verben 'lassen', 'gehen', 'nehmen' und 'kommen' (s. NÜBLING 1995b).

Die Korrelation von Häufigkeit und kurzem Ausdruck findet sich in allen Bereichen natürlicher Sprachen und ist längst im sog. Zipfschen Gesetz formuliert. Ein in ORTMANN (1975), wo Frequenzermittlungen anhand (allerdings) geschriebener Texte vorgenommen werden, belegt deutlich dieses Prinzip. Unter den 50 am häufigsten auftretenden Wortformen befinden sich nur sechs zweisilbige: *eine, aber, den, einen, welchen, oder*. Gerade im gesprochenen Deutsch werden die beiden Artikelformen *eine* und *einen* zu 'ne [nə] bzw. 'nen [n(ə)n] reduziert. Die restli-

44 häufigsten Wörter bestehen zumeist aus zwei oder drei Laute umfassenden Einsilblern (v.a. Artikel, Präpositionen, Pronomina).

Zunehmende Kürze impliziert jedoch prinzipiell auch zunehmende Ähnlichkeit: Je weniger Lautsubstanz ein Wort besitzt, desto weniger Differenzierungen lassen sich vornehmen. Dies läßt sich veranschaulichen an mhd. *geben* [ge(ə)n] und *geben* [geb(ə)n]: Würde *geben* um sein *-b-* reduziert, fielen es mit *geben* zusammen. Solche Homophonien gibt es tatsächlich, sie dürften jedoch – besonders im Hochfrequenzbereich – unerwünscht sein. Dies ist im Luxemburgischen gerade bei den beiden (Kurz-)Verben „gehen“ und „geben“ eingetreten, die im Infinitiv und in einigen Positionen des Präsensparadigmas (1.Sg., 1.3.Pl.) *gin* lauten (BRUCH 1973: 20). Ein weiteres Beispiel findet sich im Zürichdeutschen, wo (*merktst*) *chönd* sowohl („wir/thr/sie“) „können“ als auch „kommen“ heißen kann bzw. konnte, denn hier wurde reagiert, indem für „kommen“ (über Analogie) wieder eine Langform eingeführt wurde: *chömed* (vgl. WEBER 1987: 183). Hier wurde also mangelnde Differenzierung durch einen längeren Ausdruck erkaufte; damit handelt es sich um keinen idealen Kompromiß, denn Länge im hochfrequenten Bereich ist unerwünscht. „Unfallmöglichkeiten“ sind also durchaus gegeben und nur dadurch zu verhindern, indem solche reduktionsanfälligen Wörter mit vielen Irregularitäten, sprich Differenzierungen versehen werden (wobei es sich hier selbstverständlich um unbewußte Prozesse handelt). Dieser Konflikt zwischen Differenzierung einerseits und Kürze andererseits wird idealerweise nur von (starken) Suppletivformen gelöst, und genau hierin besteht deren Funktion. Alle anderen Kompromißlösungen verzichten entweder auf Differenzierung (lux. *gin*) oder auf Kürze (zürichdt. *chömed* statt *chönd*).

Auch das Mischen von mhd. *haben* und *hân* im (schwach suppletiven) Paradigma von nhd. *haben* verdeutlicht dieses Wechselspiel (s. Fig. 4; hier gilt: „L“ = Langform, „K“ = Kurz- oder Kontraktionsform, die hier jeweils auch unterstrichen ist).

Einerseits wurde durch die Mischung von Kurz- und Langformen mehr Differenzierung geschaffen, als dies in einem zum Nhd. regulär weiterentwickelten homogenen Paradigma von mhd. *hân* (oder *haben*) der Fall wäre. Andererseits wird dieser Vorteil durch längere Ausdrücke erkaufte (wobei hier nicht nur zusätzliches *-b-* [b, p], sondern auch der Langvokal [a:] – in Fig. 4 durch Längereichen markiert – berücksichtigt werden muß). Sehr aufschlußreich ist auch die Art der Verteilung der mhd. Kurz- und Langformen auf das nhd. Paradigma (wobei hier deutlich das Vorbild der starken Verben durchscheint). Nicht zufällig bekommen die jeweils häufiger verwendeten Kategorien die Kurzformen: Im Präsens Indikativ ist dies die 3. (und 2.) Person Singular; außerdem das gesamte Präteritum und – davon abgeleitet – der Konjunktiv II. Die jeweils seltener verwendeten Kategorien erhalten die Langformen: der Infinitiv, die 1.-3.Pl.Ind.Präs., die Partizipien und der Konjunktiv I. Als

Zur Funktionalität von Suppletion

zusätzliche Irregularität ist der nichttaugensetzhche Umlaut im Konjunktiv II zu zeichnen (*hätte* statt umlautlos wie sonst bei schwachen Verben üblich).

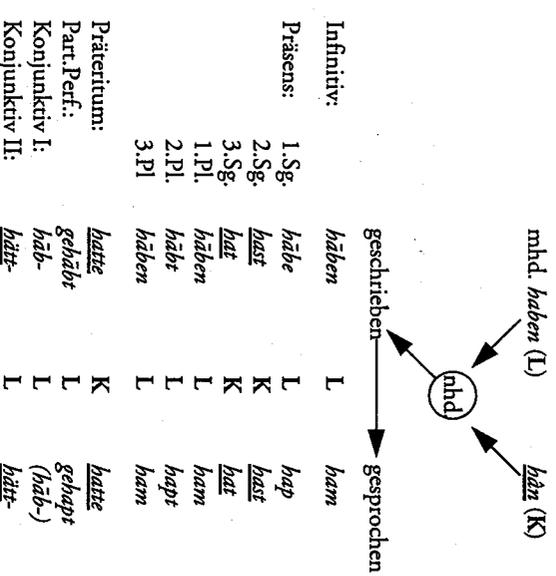


Fig. 4: Die schwach suppletiven Paradigmen von hoch- und umgangssprachlichem *haben* bzw. *ham* im Deutschen

Zur genauen Klärung der Frequenzverhältnisse ist wieder ORTMANN (1975) besonders TOMCZYK-POPIŃSKA (1987) zu konsultieren, die im Gegensatz zu man gesprochenes Deutsch ausgewertet hat. ORTMANN (1975) zählt nur (gesebene) Wortformen – ungeachtet ihrer oft mehrfachen Bedeutung – und kommt folgenden Frequenzen (in Klammern habe ich die Synkretismen vermerkt): *hât* 3.Sg.Präs.) erscheint schon an 41. Stelle sämtlicher Wortformen,⁴ *haben* (In und 3.Pl.Präs.Ind. und Konj.): 51, *hâtte* (1./3.Sg.Prät.): 70, *habe* (1.Sg. Präs. und Konj. I): 82, *hâtte* (1. und 3.Sg.Konj. II): 147, *hâtten* (1. und 3.Pl.Prät.): *hât*: 435, *hâb*: 488, *hâttest*: 4848, *hâttest*: 6327. Der Befund ist klar: Die Präs.Ind. dominiert, dann folgt mehrdeutiges *haben*, bei dem, was aus anderen Lungen hervorgeht, die 3.Pl. den höchsten Anteil ausmacht. Bevor es mit anderen Präsensformen weitergeht, erscheint schon die kurze Präteritalform *hâtte*. Daß erst die 1.Sg.Präs. *habe* folgt, dürfte auf das schriftsprachliche Korpus zurückzuführen sein, in dem dialogische Strukturen selten sein dürfen. Prinzipiell ist es je durchaus möglich, daß bestimmte Präterital- vor bestimmten Präsensformen I men. TOMCZYK-POPIŃSKA (1987) ist bezüglich ihres Korpus aufschlußreicher; allerdings fragt sie nur nach den verbalen Kategorien und deren Bündelungen nicht nach den konkreten Verbformen. Den Erwartungen entsprechend ist es hier die 3.Sg.Präs.Ind., die mit 35,19% aller finiten Verbformen das am häufig-

verwendere Kategorienbündel darstellt. Es folgt dann entgegen Ormann die 1.Sg.Präs.Ind. mit 27,13%, danach erst die entsprechende 3.Pl. (einschließlich der Höflichkeitsform) mit 11,63% und schließlich die 1.Pl.Präs.Ind. mit 3,93%. Gemäß den heutigen Tendenzen der gesprochenen Sprache kommt bei ihr die 3.Sg.Perfekt vor dem entsprechenden Präteritum (und den 2. Personen des Präsens), wobei *haben* ja maßgeblich an der Perfekt- (und Plusquamperfekt-)Periphrase beteiligt ist.⁵ Für unsere Fragestellung kann zusammenfassend festgehalten werden, daß die frequenzuelle Abfolge bezüglich Person/Numerus folgendermaßen lautet: 3.Sg. vor 1.Sg. vor 3.Pl. vor 1.Pl. vor 2.Sg. vor 2.Pl. Bezüglich des Tempus kommt natürlich das Präsens zuerst, dann – in der gesprochenen Sprache – das Perfekt und dann erst das Präteritum; dies schließt jedoch nicht aus, daß die 3.Sg.Perfekt vor der 2.Sg.Präsens kommt. Einzelverbsspezifische Verschiebungen sind hier nicht berücksichtigt und dürfen – wie dies aus Ormann hervorgeht – für ein Vorherrschen der Präterital- vor den Perfektformen gerade bei an Periphrasen beteiligten Hilfsverben wie *sein*, *haben* oder *werden*⁶ gelten. Darüberhinaus war zu der Zeit, als sich die Kurzform *hatt-* im Präteritum von *haben* herausbildete, das Präteritum die einzige Vergangenheitsform, die erst viel später Konkurrenz durch das aufkommende Perfekt erfuhr. Erklärungsbedürftig bleibt am ehesten die 2.Sg.Präs.Ind. *hast*, die sich zusammen mit der entsprechenden 3. Person *hat* durch Kurzformigkeit vom Resparadigma abhebt. Hier kann m.E. nur das Vorbild der starken Verben geltend gemacht werden, das in mehreren Ablautreihen – sei es durch Hebung, sei es durch Umlaut – Wechselflexion aufweist (wie z.B. in *gebe, gibst, gib, geben* etc.). Diesem Muster hat sich *haben* – wenn auch mit anderen Mitteln – angepaßt.

Der Vorteil bei der Hereinnahme der längeren Formen im Paradigma von *haben* besteht also in mehr Differenzierung, der Nachteil in weniger Kürze. Umgekehrt verhält es sich dagegen mit den umgangssprachlichen (gesprochenen) Formen von „haben“, *ham*, die eine nächste Etappe des Sprachwandels repräsentieren und deshalb in Fig. 4 mit aufgeführt sind: Diese haben zwar an Kürze gewonnen – sie sind alle einsilbig und enthalten durchgehend Kurzvokal –, doch dafür haben sie an Differenzierung eingebüßt (Vereinheitlichung des kurzen [a] im ganzen Paradigma). Allerdings hat sich im Plural des Präsens durch die Assimilation von *haben* > *ham* insgesamt mehr Differenzierung entwickelt (etwa im Vergleich zu *(ihr) habt, (ich) hab*) bei gleichzeitig mehr Kürze; damit ist eine Optimierung beider Parameter eingetreten. Das Paradigma von nhd. *haben* dokumentiert exemplarisch den Konflikt zwischen Kürze und Differenzierung, der fast immer nur Kompromisse zuläßt; am ehesten sind diesem Konflikt suppletive Formen gewachsen.

An diese Einsicht schließen sich einige Fragen an, etwa ob Suppletion schon präventiv geschaffen wird oder ob sie nur eine Reaktion auf drohenden bzw. bereits eingetretenen Formenzusammenfall darstellt. Besteht im hochfrequenten Bereich ein prinzipielles Bedürfnis nach Differenzierung? Mit Blick auf die Organisation ande-

rer Hochfrequenzbereiche und auf die kognitive Verarbeitung frequenter Einheiten (im Unterschied zu minderfrequenten) ist anzunehmen, daß Suppletions- (Irregularisierungs-) prozesse allein schon durch Hochfrequenz ausgelöst werden ganz gleich, ob Homophoniefahr zu anderen Wörtern droht oder nicht (zu Vor- und Nachteilen von Irregularität und Fragen der kognitiven Verarbeitung ausführlich RONNEBERGER-SIBOLD 1980 und FENK-OCCIZION 1990 und 1991).

Nun wurde bisher der Eindruck erweckt, als sei das Prinzip der Analogie (und der Regularisierung) im hochfrequenten Bereich aus den Angeln gehoben. Dies zwar oft, doch nicht immer der Fall, denn es gibt auch Beispiele für den Abba Suppletion, der nicht nur auf Frequenzminderungen zurückzuführen ist. adäquatere dürfte die Vorstellung eines dreipoligen Spannungsfeldes gemäß I sein.

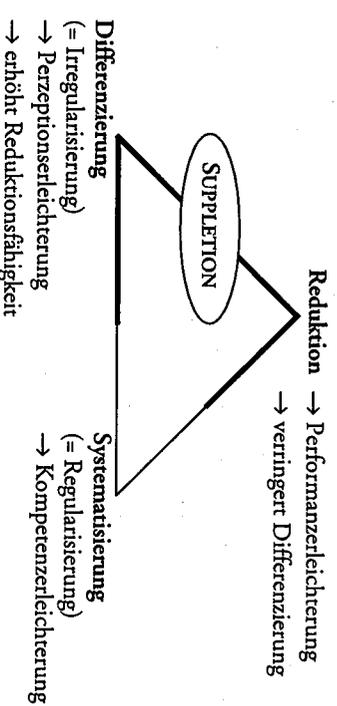


Fig. 5: Das Spannungsfeld zwischen Reduktion, Differenzierung und Systematisierung

Höchstfrequenz wirkt sich – wie Fig. 5 zeigt – in ganz besonderem Maße auf beiden Pole Reduktion und Differenzierung aus; diesen Konflikt lösen Suppletiven in idealer Weise. Ständig gebrauchte Wörter werden im Gehirn einzeln ganzheitlich abgespeichert, so daß sie jederzeit schnell abrufbar sind; dagegen den bei niedrigeren Frequenzen die einzeln gespeicherten Morpheme über Regwendungen jeweils zusammengesetzt, d.h. ein direkter Zugriff auf die komplette Flexionsform ist hier nicht möglich bzw. lohnt sich nicht. Suppletivformen erhalten bzw. halten sich daher nur unter Hochfrequenz und entsprechen durch nicht oder kaum vorhandene Segmentierbarkeit der hier geltenden holistischen Speicherungsform. Ihre Kürze kommt den Performanzbedürfnissen entgegen. Reduktionen können einerseits zu Nivellierungen von Differenzierungen führen (womit sie mit dem Pol der Differenzierung in Konflikt treten), doch sorgen andererseits auch durch die Auflösung der Morphemgrenzen und der damit einhergehenden Komprimierung für eine (interparadigmatische) Differenzierung Wortform, wenn man diese mit entsprechenden regulär gebildeten Wortformen gleicht. Weitgehend, doch nicht gänzlich ausgeblendet bleibt der Pol

Systematisierung. Gelegentlich wirkt er auch auf Suppletivformen, wie dies beispielsweise bei abd. *baz* "besser" zu nhd. *besser* geschehen ist: Neben der Umlautung hat die suppletive Wurzel das reguläre Komparativsuffix *-er* angenommen. Diese Erweiterung impliziert jedoch nicht einfach nur ein Mehr an Ausdruck,⁷ sondern auch ein Mehr an morphologischer Transparenz, die den Vorteil hat, reguläre Inhalt-Form-Relationen zu schaffen (hierzu siehe den Beitrag von Wurzel in diesem Band). Es dürfte äußerst selten vorkommen, daß Suppletivformen ohne erkennbare Zuwachs an morphotaktischer Transparenz länger werden.⁸

Für die Morphologische Natürlichkeitstheorie ist die Suppletion eine Herausforderung, da sie, wie WURZEL (1990) selbst bemerkt, sämtlichen morphologischen Natürlichkeitsprinzipien zuwiderläuft: Indem sie singuläre Flexionsklassen schafft – nämlich mit nur sich selbst als einzigem Mitglied –, bewirkt sie maximale Flexionsklassenmarkiertheit. Dies wiederum schränkt des Uniformitätsprinzip ein. Ebenso verhalten sie sich systemunangemessen, da sie nicht den systemdefinierenden Eigenschaften entsprechen. Auch das Prinzip des konstruktionalen Konismus ist in sein Gegenteil verkehrt. Bei schwacher Suppletion ist schließlich auch die morphotaktische Transparenz stark eingeschränkt, bei starker Suppletion sogar abwesend. Da die Natürlichkeitstheorie das Wirken von Gebrauchsfrequenzen auf das Sprachsystem negiert (merkwürdigerweise aber nicht das von Typenfrequenzen), will sie hier auch keinen kausalen Zusammenhang sehen. Aus dieser Perspektive heraus erstraut es nicht, daß sie die Suppletion marginalisiert (gemäß der eingangs skizzierten verbreiteten Über- bzw. Alleinbewertung von Typenfrequenzen): "The most unnatural techniques (e.g. suppletion) should be non-existent or peripheral/marginal. This is clearly borne out for suppletion." (DRESSLER 1986: 99). Allerdings berücksichtigt Dressler die Wirkung von Gebrauchsfrequenzen, wenn er zwar nicht die Entstehung, doch den Erhalt von Suppletion (bzw. deren Resistenz gegenüber Analogien) auf das Wirken von hoher Gebrauchsfrequenz zurückführt: "A first factor in resistance to analogy [of suppletive forms] is token frequency" (l.c. 104/105).

Der sprachökonomische Ansatz hat von Anfang an den Einfluß von Perforanzfaktoren auf das Sprachsystem ins Zentrum seiner Theorie gerückt (s. z.B. RONNEBERGER-SIBOLD 1980, WERNER 1977, 1987a, b, 1989, HARNISCH 1988, 1990, 1994 und in diesem Band, FENK-OCZLON 1990 und 1991). Von seiner relativen Gebrauchsfrequenz – und die ist exakt ermittelbar (s. Abschnitt 4) – hängt es primär ab, ob ein Inhaltskomplex eher expandierend über die additive (syntaktische oder morphologische) Kombination von Zeichen oder eher komprimierend über die (morphologische) Verdichtung und Überlagerung von Morphemen kodiert wird. Während das expandierende Verfahren den (kompetenzbezogenen) Vorteil der Anwendbarkeit von Regeln aufweist (und eher bei Normal- und Niedrigfrequenz von Vorteil ist), bewirkt das komprimierende Verfahren den (performanzbezogenen) Vorteil der Kürze, die im Hochfrequenzbereich erwünscht ist.

Zur Funktionalität von Suppletion

Durch den häufigen Gebrauch wird die komplexe Einheit als Ganzes gespeichert und abgerufen.⁹ In einem solchen dynamischen Modell skalar strukturierter Kodierungsstrategien bildet die Suppletion (*ist – war*) nur einen Extremfall und die Phase (*hat gearbeitet, wird arbeiten*) einen anderen. Obwohl beide Druckverfahren die beiden Randpositionen einer langen Skala bilden, bestätigen und dokumentieren sie gleichermaßen den Einfluß von Gebrauchsfrequenzen die Grammatik. Irregularität bzw. Suppletion, immer gekoppelt mit Kürze, entruht und hält sich nur unter Hochfrequenz und ist hier von großem Nutzen. Daher ten sie auch, so die Forderung in WERNER (1989) auch als natürlich betrachtet den: "Es gibt dann keine absolute morphologische Unnatürlichkeit mehr komprimierter, um so weniger natürlich), sondern nur weniger natürliche Zunungen: geringe Komprimierung bei hoher Frequenz bzw. starke Komprimierung bei geringer Frequenz" (44). Frequenzielle Verschiebungen haben über kurz lang auch Verschiebungen auf der Skala der skizzierten Ausdrucksverfahren Folge. Im Fall von Normal- und Niedrigfrequenz treten deshalb Analogie typenfrequenziell großen Klassen ein. Hier gelten die Prinzipien der morphologischen Natürlichkeit.

4. Welche grammatischen Kategorien tendieren zu suppletiver Kodierung?

4.1 Einfluß des Relevanzgrads von Flexionskategorien und der Frequenz sprachlicher Einheiten auf das Auftreten von Suppletion

Weitere Evidenz für den Zusammenhang zwischen Frequenz und Suppletion liefert die viel zu selten gestellte Frage, welche grammatischen Kategorien eigentlich plektiv kodiert werden. Zwar besteht intuitiv Klarheit darüber, daß Suppletion im Präsens als im Präteritum oder eher im Indikativ als im Konjunktiv vorkommt. Welchen Status diese verbalen Kategorien jedoch haben und welche Implikationen hier bestehen, ist eingehend in BYBEE (1985) dargestellt; hierauf wird in der Folge Bezug genommen.

Anhand der Untersuchung von 50 Sprachen gelangt Bybee zu repräsentativen Aussagen darüber, wie oft bzw. mit welcher Wahrscheinlichkeit eine bestimmte grammatische Kategorie *lexikalisch*, *derivational*, *flexivisch* oder *syntaktisch* ausgedrückt wird. Selbstverständlich handelt es sich bei diesen vier Kodierungsstufen um eine Skala. Diese Ausdrucksverfahren äußern sich in unterschiedlich starken Fusionstendenzen zwischen der (lexikalischen) Wurzel und ihren (grammatischen) Flexiven: Bei *lexikalischen* Ausdrucksverfahren wird zur Markierung einer Kategorie ein volles Wort anderer Ausdruck gewählt. Dies betrifft z.B. oft die Kategorie Kausalität etwa im Deutschen: *sterben* vs. *töten* "jmds Sterben verursachen" (vgl. auch engl. *kill*). Zum lexikalischen Verfahren gehört auch die (starke) Suppletion, e

d.h. suppletiv ausgedrückt werden. Da Tempus einen ohnehin relativ hohen Relevanzgehalt hat, sind Vorverlagerungen dieser Information in die Wurzel des Verbs (Vergleiche etwa die Ab- und Umlaute bei den starken Verben) oder totale Überlagerungen (Suppletion) nicht so außergewöhnlich wie bei weniger relevanten Kategorien, z.B. der Person. Hier treten suppletive Strukturen sehr viel seltener und nur bei Höchstfrequenz des Verbs auf. Diese Zusammenhänge zwischen Relevanz einerseits und Frequenz andererseits stellt Fig. 8 dar.

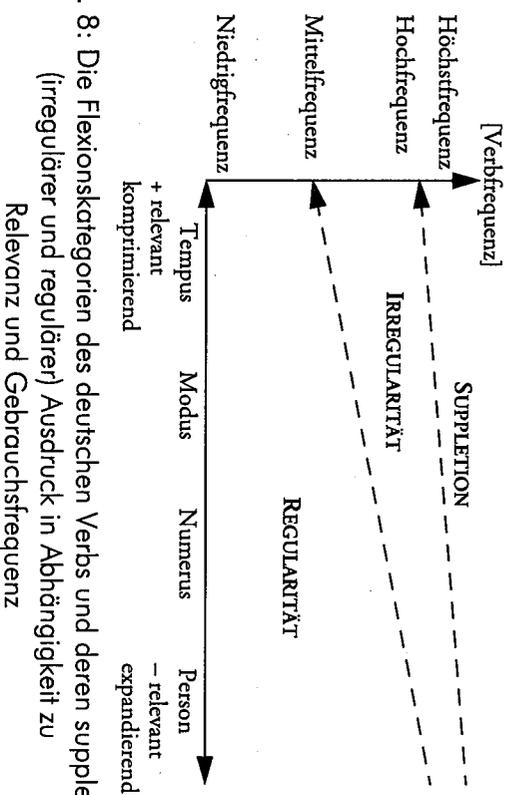


Fig. 8: Die Flexionskategorien des deutschen Verbs und deren suppletiver (irregulärer und regulärer) Ausdruck in Abhängigkeit zu Relevanz und Gebrauchsfrequenz

Mit welcher Wahrscheinlichkeit ein Verb welche Kategorie irregulär ausdrückt, entscheidet also einerseits der Relevanzgrad der Kategorie (s. die waagerechte Achse in Figur 8), andererseits aber auch die Frequenz des Verbs (s. die senkrechte Achse; bei beiden Achsen handelt es sich um Ordinalskalen). Des weiteren besteht ein implikatives Verhältnis folgender Art: Wenn ein Verb Irregularität/Suppletion beim Ausdruck einer wenig relevanten Kategorie zeigt, dann zeigt es dies auch bei jeder höherrelevanten Kategorie (daher die von rechts nach links weisenden gestrichelten¹⁰ Pfeile in Fig. 8). Suppletive Personenkodierung sollte also auch suppletive Numerus-, Modus- und Tempuskodierung erwarten lassen.

Beide Postulate sollen nun anhand der vier nhd. Suppletivverben *sein*, *haben*, *gehen* und *stehen* überprüft werden. Die drei erstgenannten Verben bilden auch – in dieser Abfolge – die drei frequentesten Verben überhaupt: Gemäß RUOFF (1990) stellt *sein* fast ein Viertel (24,11%) sämtlicher Verben, d.h. jede vierte gebrauchte Verbform gehört zum Paradigma von *sein*l Dicht darauf folgt *haben* mit 22,72% und dann – mit einigem Abstand – *gehen* mit 4,77%. Dabei ist zu berücksichtigen, daß auch *gehen* – gerade in der gesprochenen Sprache, die Ruoffs Frequenzermittlungen zugrundeliegt – oft als Hilfsverb zum Ausdruck einer Art unmittelbarer Zukunft fungiert (z.B. *er geht einkaufen*). Etwas aus der Reihe fällt *stehen*, das mit 0,53%

Zur Funktionalität von Suppletion

Anteil am Gesamtverbbestand erst an 20. Stelle folgt. Schon seit frühester zeichnet sich dieses Verb durch Analogien an sein semantisches und lautliches dant *gehen* aus.

4.2 Neuhochdeutsch sein

Wir beginnen mit dem häufigsten Verb, *sein* (nach DUDEN Grammatik 1995: §242):

Infinitiv:	<i>sein</i>	Part.Perf.	<i>gewesen</i>
Ind. Präsens:Sg.:	1. <i>bin</i> 2. <i>bist</i> 3. <i>ist</i>	Ind. Präteritum:Sg.:	1. <i>war</i> 2. <i>warst</i> 3. <i>war</i>
Pl.:	1. <i>sind</i> 2. <i>seid</i> 3. <i>sind</i>	Pl.:	1. <i>wären</i> 2. <i>wäret</i> 3. <i>wären</i>
Konjunktiv I:Sg.:	1. <i>sei</i> 2. <i>sei(e)st</i> 3. <i>sei</i>	Konjunktiv II: Sg.:	1. <i>wäre</i> 2. <i>wär(e)st</i> 3. <i>wäre</i>
Pl.:	1. <i>seien</i> 2. <i>seiet</i> 3. <i>seien</i>	Pl.:	1. <i>wären</i> 2. <i>wäret(e)t</i> 3. <i>wären</i>
Imperativ:	Sg.: 2. <i>sei!</i> Pl.: 2. <i>seid!</i>		

Als erstes fällt die Suppletion in der am wenigsten relevanten Kategorie der Person auf, und dies sowohl im Singular des Indikativ Präsens als auch im Plural: Sg.: *bist, ist; Pl.: sind, seid, sind*. Dabei erweist sich, daß der (häufigere) Singular stärker differenziert ist als der (seltene) Plural. Hier lohnt es sich, genauer hinzuschauen (und das in Figur 3 dargestellte Verarbeitungsprinzip der drei idg. Wurzeln in *sein* einzubeziehen): Die Personaldifferenzierung im Präsens findet nicht nur am Ende des Wortes (wie sonst beim Verb üblich) oder in der Mitte statt, sondern der exponiersten Stelle, im Anlaut. Dabei werden über den *b*-Anlaut die 1. und 2. Person abgehoben. Wie aus Figur 3 ersichtlich, sind hierfür zwei suppletive Wurzeln zu einer Form zusammengerückt – eine äußerst seltene und d. h. bemerkenswerte Strategie. Idg. **esmi* " (ich) bin " wird im Germanischen als **bhen* (PROKOSCH 1939) angesetzt und kann erst später mit dem idg. **bhen*-Stamm schmolzen sein, denn mehrere germanische Sprachen kennen hier *b*-lose Formen engl. *am, anord. em* etc. Im Fall des Deutschen wurde also die ohnehin bereits handene Irregularität verstärkt. Die Endung *-n* in *bin* setzt einzig in diesem noch die alte *mi*-Endung fort, die bei allen anderen Verben längst abgebaut w

Diese Endung bildet also einen Fall von Isolierung und rechtfertigt keine synchrone Segmentierung mehr.¹¹

Dagegen weist das Pluralparadigma durchgehend *-Anlaute* und sogar Homonymien in der 1. und 3. Person auf – wie sonst bei den Verben im Deutschen auch. Dies bildet, wenn man sich das ahd. Paradigma vergegenwärtigt, eine Neuerung:

ahd.	Sg.	1. <i>birmbin</i>	Pl.	1. <i>birumbirun</i>
		2. <i>bist</i>		2. <i>birut</i>
		3. <i>ist</i>		3. <i>sint</i>

Hier findet sich die spezifische Personaldifferenzierung 1./2. vs. 3. Person über anlautendes *b-* auch im Plural wieder. Am weitesten entfernt (und am kürzesten) ist die jeweils frequenteste 3. Person. Diese Personendifferenzierung ist im Nhd. zugunsten einer stärkeren Numerusdifferenzierung (und damit zugunsten der nächsthöheren Relevanzkategorie) abgebaut worden – allerdings nur im seltenen Plural. Und nicht zufällig war es hier die häufigste 3. Person, die die Richtung der Analogie bestimmt hat.

Sowohl die Personen- als auch die Numerusdifferenzierung findet ausschließlich in den häufigeren Tempus- und Moduskategorien Präsens und Indikativ statt; überall sonst scheint sie sich nicht zu lohnen. Tatsächlich erfüllt sich die Prognose, daß auch der Modus suppletiv realisiert wird, und zwar sowohl der Konjunktiv I als auch der Konjunktiv II: *sei-* und *wär-*. Dabei bezieht sich *wär-* regelhaft auf die ihrerseits suppletive Wurzel *war-* des Präteritum Indikativ. Diese unterscheidet sich wiederum durch Konservierung grammatischen Wechsels (aus der ehemals 3. Ablautstufe) vom verwandten Partizip Perfekt *gewesen* (das den grammatischen Wechsel beseitigt hat). Die Tempussuppletion findet sich sowohl im häufigeren Indikativ (*bin* etc. vs. *war-*) als auch im Konjunktiv (*sei-* vs. *wär-*) – wobei im Fall des Konjunktivs von keiner Tempusdistinktion mehr die Rede sein kann. Soviel zum Paradigma von *sein* mit seinem äußerst markanten Profil. Schon eine differenzierte Analyse von "sein" in den germanischen Sprachen würde eine Fülle weiterer Erkenntnisse liefern. Nur am Rande sei noch bemerkt, daß das Englische, das nur mehr die 3. Sg. Präs. Ind. flektiv markiert (sonst also durchgehend Personenneutralisation aufweist), einzig im Präsens Singular-Paradigma (und auch im Präteritum Singular!) eine – stark suppletive – Personendifferenzierung aufweist: *am, are, is* (und im Präteritum: *was, were, was*). Auch die nächsthöheren Relevanzkategorien bestätigen das postulierte Inklusionsverhältnis: Numerus: *am/is/lare* vs. *are* (Präs.); *was/were/was* vs. *were* (Prät.); Modus: *is* etc. vs. *were*; Tempus: *is* etc. vs. *was/were* bzw. *been*.

4.3 Neuhochdeutsch haben

Auch im zweithäufigsten Verb *haben* finden sich in sämtlichen Kategorien suppletive Strukturen. Wie erwähnt ist *haben* nur schwach suppletiv organisiert – bzw.

Zur Funktionalität von Suppletion

immerhin, wenn man bedenkt, daß es noch im Ahd. ein regulär-schwaches V war und sich erst durch den nach und nach einsetzenden Frequenzanstieg (mit Herausbildung von periphrastischem Perfekt und Plusquamperfekt) seine Differenzierungen zugelegt hat. Wie Figur 4 zeigt, geht die Mischung der *ha-* und *háb-* Wurzeln im Präsens Indikativ sowohl durch die Person (1. vs. 2./3. Person im Sing als auch durch den Numerus (Sg. vs. Pl.). Wieder ist der weniger frequente Pl homogener als der Singular. In dieser Struktur ähnelt *haben* der Wechselflexion *ker* Verben der 3.-7. Ablautreihe. Insofern spielen auch solche analogischen Prozesse eine Rolle. Die *ha-/háb-*Mischung schafft auch im Tempus Zäsuren (*háb-/ha-* Präsens, ausschließlich *ha-* im Präteritum und wiederum nur *háb-* im Part. Perf. Der Konjunktiv II folgt regulär dem Präteritum (hier allerdings mit zusätzl irregulärem Umlaut: *hätt-*), der Konjunktiv I dem Präsens (*háb-*).

4.4 Neuhochdeutsch gehen und stehen

Interessant ist ein abschließender Blick auf die beiden schwach suppletiven Verben *gehen* und *stehen*. Diese verzichten im Nhd. auf eine suppletive Personen-Numerusunterscheidung. Die Zäsur geht durch Tempus (und Modus): *gehen* *ging/gegangen*; *stehen* vs. *stand/gestanden*. Während der Konjunktiv II bei *gehen* fern suppletiv ist, als er auf der suppletiven Wurzel von *ging-* basiert, setzt er im von *stehen*, *stünd-*, die alte Präteritalform finhd. *stund* fort, die im Nhd. nach e Part. Perf ausgeglichen ist: ahd. *stantant/stāntsin* – *stant* – *gistanan* > mhd. *stānt* – *stant* – *gestanden* > nhd. *stehen* – *stand* – *gestanden*. Die *stünd-* Wurzel des Konjunktivs leitet sich von der ahd./mhd. *stant-* Form ab. Synchron liegt hier schwache Suppletion vor.

Dagegen werden in deutschen Dialekten wie dem Alemannischen die Mischungen der *gā-/gang-* bzw. *stā/stand-* Wurzeln auch zur Personenunterscheidung ins 1. sensparadigma getragen (hier am Beispiel von baseldt. *gō* "gehen" < mhd. *gān*; *gang-* Wurzel erscheint fettgedruckt):

Infinitiv:	<i>gō</i>	"gehen"
Präsens Ind. 1.	<i>gang</i>	(< <i>gange</i>)
	<i>de gōsch</i>	(< <i>gāst</i>)
	<i>er gōt</i>	(< <i>gāt</i>)
Part. Perf.:	<i>gange</i>	<i>mer gēnd</i>
Konjunktiv:	<i>gieng-</i>	<i>ir gēnd</i>
Imperativ:	<i>gang!</i>	<i>si gēnd</i>
		(< <i>*gōnt</i>)
		(< <i>*gōnt</i>)

Daß das Präsensparadigma hochdifferenziert ist, geht auf unterschiedliche und 2 komplizierte lautliche und morphologische Prozesse regulärer wie irregulärer zurück. Hier soll nur die Verarbeitung der *gang-* Wurzel verfolgt werden, die sow

im Ausdruck der Person (1. vs. 2./3. Pers. Sg. Präs. Ind.) Einschnitte schafft als auch im Ausdruck des Modus (Konjunktiv und Imperativ, wobei die Konjunktiv II-Formen durch den Präteritumschwund isoliert wurden). Schließlich spaltet die *ganz-*Wurzel auch die Kategorie Tempus, nämlich das im Alemannischen einzige (und damit entsprechend hochfrequente) Vergangenheitstempus Perfekt vom Präsens. Nicht zufällig wird der jeweils markierten bzw. selteneren Kategorie (Perfekt gegenüber Präsens, Konjunktiv gegenüber Indikativ) die längere Form zugewiesen. Ganz analog verhält es sich mit baseltd. *stō* "stehen" und *zjō* "anfängen"; hier hat sich also eine Kleinklasse gebildet.

Auf weitere Beispiele kann in diesem Rahmen nicht eingegangen werden,¹² die wenigen hier diskutierten Fälle aus dem Nhd. haben jedoch folgendes deutlich gezeigt:

- Das Auftreten von Suppletion hängt direkt zusammen mit dem Relevanzgrad der grammatischen Kategorie und mit der Tokenfrequenz des jeweiligen Verbs: Je relevanter die Kategorie für die durch das Verb bezeichnete Handlung ist und je häufiger das betreffende Verb, desto wahrscheinlicher ist ein irregulär bis suppletiv organisierter Ausdruck.
- Darüberhinaus ist festzustellen, daß auch die Frequenz einer Kategorie selbst ausschlaggebend ist: Bezüglich der Kategorie Person tritt die dritte häufiger auf als die erste oder zweite, bezüglich des Numerus ist der Singular häufiger als der Plural. Beim Modus wird der Indikativ häufiger verwendet als Konjunktiv und Imperativ, und beim Tempus das Präsens eher als Präteritum und Perfekt. Besteht nun der Extremfall eines suppletiven Personenausdrucks (wie in nhd. *sein*), so meist nur bei gleichzeitigen Auftreten der jeweils frequenteren (oder unmarkierteren) restlichen Kategorien. Also: Suppletive Personenmarkierung ist meist gekoppelt mit Singular, Indikativ und Präsens. Dies heißt nicht, daß es nicht auch zu suppletiver Personenmarkierung im Plural, Konjunktiv oder Präteritum kommen könnte, doch sind solche Kombinationen als außergewöhnlich zu bewerten. Letzterer Fall besteht im Präteritum Singular von engl. *to be: I was, you were, he was*. Dies sollte erwarten lassen, daß der Ausdruck der Person auch im Präsens Singular suppletiv organisiert ist (was zutrifft) und möglicherweise auch im Präsens Plural (was jedoch nicht zutrifft). Für solche Implikationen wären eingehende Untersuchungen anhand von möglichst vielen Sprachen aufschlussreich und wünschenswert.
- Bestätigt hat sich weitgehend die Implikation, daß der suppletive Ausdruck einer relevantniedrigen Kategorie immer auch den suppletiven Ausdruck jeder relevanzhöheren Kategorie einschließt¹³. Dies hat sich hinsichtlich der Kategorien Person, Numerus und Tempus bestätigt, doch nicht immer hinsichtlich des Modus: Zwar wird der Konjunktiv I von *sein* im Vergleich zum Indikativ

suppletiv gebildet (*sei-*), nicht aber der Konjunktiv II (*wür-*), der sich regulär vom (zwar seinerseits suppletiv gebildeten) Präteritum *war-* ableitet. Umkehrt verhält es sich mit *stehen*: Hier wird der Konjunktiv I (*steh-*) regulär gebildet, nicht aber der Konjunktiv II (*stünd-*, allerdings neben regulärem *stän-* Ansonsten, d.h. bei *haben* und *gehen*, leitet sich jeweils der Konjunktiv I regulär aus dem Präsens und der Konjunktiv II aus dem Präteritum ab – auch was das Präteritum selbst suppletiv gebildet wird. Dies berechtigt dazu, Relevanzabfolge Tempus vor Modus zu hinterfragen.

- Suppletivformen sind immer auch unterschiedlich lang. Bei ihrer Verteilung auf die Paradigmen hat sich die aus Abschnitt 3. abzuleitende Erwartung erfüllt, daß die hochstrufigsten Paradigmenpositionen meist auch mit kürzesten Formen versehen werden (3. Person gegenüber der 1. und 2., Singular gegenüber Plural, Indikativ gegenüber Konjunktiv/Imperativ, Präteritum gegenüber Präteritum/Perfekt). Damit werden die bei Hochfrequenz geliebten unterschiedlichen Parameter gleichzeitig optimiert, nämlich das Streben nach Kürze sowohl bei Hochfrequenz des Verbs als auch der jeweiligen Kategorie und das Streben nach Differenzierung, und dies besonders bei sehr relevanten Kategorien häufig gebrauchter Verben.

5. Schluß

Suppletion als Extremfall morphologischer Verdichtung und Irregularität ist Beispiel optimaler Anpassung an bestehende Bedingungen und Erfordernisse. Sie ein hochevolviertes Gebilde, das genau in seine (sprach-)ökologische Nische passt. Zu dieser Bewertung gelangt man nur, wenn man ihre Genese, ihre Existenzbedingungen und ihre Funktionen untersucht.

Die unterschiedlichen Entstehungswege machen deutlich, daß Suppletivformen keine von der (regulierenden) Analogie übersetzten Sprachfossilien sind. Vielmehr nutzen Suppletivformen die über (regulären oder irregulären) Sprachwandel entstandenen Irregularitäten, indem sie sie konservieren und vor der Analogie bewahren. Besonders deutlich wird ihre 'Erwünschtheit', wenn sie über morphologische oder lexikalischen Wandel oder sogar über Entlehnungen aus anderen Sprachen geschaffen wird.

Es wurde gezeigt, daß Suppletivformen bezüglich ihrer Wortstruktur maximal komplexiert sind und meist nicht (mehr) segmentierbar sind: Suppletivformen sind der Mehrzahl der Fälle kürzer als potentielle regulär gebildete Formen (oder als Vorgänger, die sie abgelöst haben). Da das Prinzip Kürze größere formale Ähnlichkeit erzeugt, zeichnen sich Suppletivformen durch größtmögliche und vielfältige Differenzierungen aus. Dieses Ziel wird durch unterschiedliche Irregularisierungsprozesse erreicht.

Das Auftreten von Suppletion hängt zum einen entscheidend von der jeweiligen (lexikalischen) Verbfrequenz ab. Zum zweiten spielt auch die Frequenz der Kategorien (kategoriale Frequenz), in denen die Suppletivform auftritt, eine wichtige Rolle. Am suppletionsanfälligsten ist daher das Kategorienbündel 3. Person Singular Indikativ Präsens. Der dritte Faktor für Suppletion ist der Relevanzgrad, den die einzelne Kategorie bezüglich der lexikalischen Wurzel (hier der Verbbandlung) aufweist. Damit erklärt sich, daß Suppletion im Deutschen (und vielen anderen Sprachen) öfter zur Tempus- oder Modusunterscheidung eingesetzt wird und seltener zur Numerus- oder gar Personendifferenzierung. Anhand von nur wenigen nhd. Suppletivverben (*sein, haben, gehen, stehen*) konnten alle diese Prinzipien bestätigt werden, ebenso Implikationsverhältnisse, die einen suppletiven Ausdruck bei einer relevanzniedrigen Kategorie auch bei jeder relevanzhöheren Kategorie erwarten lassen.

Suppletion kommt in vielen Sprachen vor, besonders in flektierenden. Um diese weit verbreitete Erscheinung richtig zu verstehen und zu bewerten, bedarf es eingehender und v.a. sprachübergreifender Untersuchungen. Es kann DRESSLER (1986: 107) nur zugestimmt werden, wenn er fordert: "Suppletion evidently demands an extensive study in the form of a large monograph".

Anmerkungen

- 1 Hierzu CUTLER et al. (1985): "Studies of word recognition strongly suggest that the psychologically most salient part of any word is its beginning portion. The evidence is of two general kinds: beginning portions are the most effective cues for successful recall or recognition of a word [...]; and the effects of distorting the beginning of a word are much more severe than the effects of distorting later portions [...]." (736/737). Und weiter: "Yet the evidence shows clearly that although onsets are unquestionably the most salient word parts, *endings are more salient than middles.*" (742/743; Hervorhebung im Original). Diese Tatsache wird sowohl durch Produktions- als auch Perzeptionsstests bestätigt. CUTLER et al. leiten daraus die universell präferierte Suffigierungstendenz ab, die meist auch dann gilt, wenn der Sprachtyp Präfixe erwarten lassen sollte.
- 2 Nhd. *sein* zeigt, daß Suppletion in ein und demselben Paradigma sowohl über lexikalischen Wandel (vgl. die drei unterschiedlichen idg. Verben) als auch über phonologischen Wandel (vgl. *ist - sind*) entstanden sein kann. Das synchrone Ergebnis ist jedoch das gleiche. Daher ist es m.E. fragwürdig, den ersten Weg als 'true suppletion' und den zweiten als 'pseudo-suppletion' (RUDS 1980) zu bezeichnen.
- 3 Ein weiteres Beispiel für Suppletion durch Entlehnung liefert GANZONI (1983: 108/109): Im Präsenparadigma von rätoromanisch *ir* "gehen" sollen sich Suppletivformen befinden, die dem (Schweizer-)Deutschen entlehnt worden sind. Möglicherweise handelt es sich bei diesen Suppletivformen auch 'nur' um Fortsetzungen der lat. *ire*-Wurzel (so RUDS 1980).
- 4 Die klitsche Verbindung *hat's* wird dabei extra gezählt, da die Spalten das Kriterium für Wortgrenzen bilden.

Zur Funktionalität von Suppletion

- 5 Solche verbsspezifischen Verschiebungen kommen bei dieser Zählung natürlich nicht zur Geltung; zum Konjunktiv II schreibt sie jedoch: "Einen überwiegenden Anteil am Gesamtraum des Konjunktiv II haben die Hilfsverben *haben* und *sein* in Höflichkeitsewendungen *hätte gern* ... *Wären Sie so nett*; usw." (TOMCZYK-POPINSKA 1987: 341).
- 6 Zum vermehrten Präteritum-start Perfekgebrauch bei diesen Verben, ermittelt anhand Dialogen, schreibt MYRKIN (1994: 169): "Eine relativ geringe Anzahl konkreter Verben b im Dialog die Mehrheit präteritaler Formen. Nach Angaben von Sieberg machen 25 Verben (darunter *sein, haben, werden, wissen, geben, fahren, tun, sagen* sowie die Modalverben) nahezu 90% aller präteritalen Formen im Gespräch aus."
- 7 So wäre es gerade bei der lexikalischen Entstehung von Suppletion theoretisch gut möglich, daß längere Formen (als potentielle regulär gebildete) in ein Paradigma eingehen. M.W. existieren aber keine solchen Fälle.
- 8 Eine (bereits erwähnte) solche Ausnahme bestünde in der Eingliederung der *wahere-* und *alare-*Formen in das spätlat. *ire*-Paradigma. Die Formen des alten Paradigmas waren jedoch kurz, daß bei weiterer lautgesetzlicher Reduktion massiver Synkretismus eingetreten wäre.
- 9 Dies gilt selbstverständlich auch für regulär-expandierend gebildete Ausdrücke mit entsprechend hoher Frequenz.
- 10 Diese Profile sind gestrichelt, um anzuzeigen, daß keine scharfen Grenzen zwischen Suppletivirregularität und Regularität bestehen.
- 11 Allerdings führt die Gegenüberstellung von *bi-n* und *bi-s* immerhin zu zwei gleichen Wurzeln, dies liefert ein Argument für die Segmentierung des *-r* (analog zu *-st*).
- 12 Eine besondere Personendifferenzierung (über Präteritalendungen) und eine noch auffälliger Numerusdifferenzierung leisten sich die (hochfrequenten) Modalverben bzw. Präteritopräsentien: Singular und Plural werden im Präsens über Vokalwechsel (ehemalige Ab- und zusätzliche Umlaute) voneinander geschieden. Auch das Präteritum (und Partizip Perfekt) meist Vokalwechsel (Präs.Sg. *kann- vs. Pl. können*, Prät. *konnt-*). Diese markanten (und je fast singulären!) Numerusoppositionen bestätigen, daß Numerus der Kategorie Person i geordnet sein muß; zudem wird die Kategorie Numerus – im Gegensatz zur Person – in lexikalischen Wurzeln markiert, während die (besonders kurzen) Personalendungen allomorph additiv-segmental hinter die Wurzel treten.
- 13 Natürlich lassen sich diese Implikationen auch auf die Adjektivsteigerung anwenden: Suppletiv als höchstrelevante Kategorie ist bei den frequenten Adjektiven/Adverbien öfter gültig/suppletiv kodiert, oft auch der (weniger relevante) Komparativ. Ein kurzer Blick auf Adjektive/Adverbien bestätigt die Implikation, daß ein suppletiv gebildeter Komparativ einen suppletiven Suppletiv einschließt: *gut – besser → am besten, viel – mehr → am meisten*.

Literatur

- BAHNER, Werner; SCHUDT, Joachim und VIEHWEGGER, Dieter (eds.) (1990): *Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguistics, Berlin/GDR, August 10-August 15, 1987*. Berlin.
- BITTNER, Andreas (1990): Eine unendliche Geschichte? Nochmal zum Verhältnis von Suppletiv und Natürlichkeit. In: BORETZKY/ENNINGER/STOLZ (eds.) (1990): 227-247.

- BORETSKY, Norbert; ENNINGER, Werner und STOLZ, Thomas (eds.)(1990): *Spielarten der Natürlichkeit - Spielarten der Ökonomie*. Beiträge zum 5. Essener Kolloquium über "Grammatikalisierung: Natürlichkeit und Systemökonomie" vom 6.10.-8.10. 1988 an der Universität Essen. Bochum.
- BRUCH, Robert (1973): *Luxemburger Grammatik in volkstümlichem Abtjif*. Luxembourg.
- BYBEE, Joan L. (1985): *Morphology. A study of the relation between meaning and form*. Amsterdam.
- CUTLER, Anne; HAWKINS, John A. und GILLIGAN, Gary (1985): The suffixing preference: a processing explanation. *Linguistics* 23; 723-758.
- DRACHMANN, Gaberell (1977): *Atten der 2. Salzburger Frühlingstagung für Linguistik*. Tübingen.
- DRESSLER, Wolfgang Ulrich (1985): Sur le statut de la suppléance dans la morphologie naturelle. *Langages* 78; 41-56.
- DRESSLER, Wolfgang Ulrich (1986): Inflectional Suppletion in Natural Morphology. In: ELSON (ed.) (1986); 97-111.
- DUDEN Grammatik der deutschen Gegenwartssprache* 5. Aufl. Mannheim (Dudenverlag), 1995.
- ELSON, Benjamin F. (1986): *Langages in Global Perspective*. Dallas.
- GANZONI, Gian Paul (1983): *Grammatica Ladina*. Samedan.
- FENK-OCZLON, Gerttraud (1990): Ökonomeprinzipien in Kognition und Kommunikation. In: BORETSKY/ENNINGER/STOLZ (eds.)(1990); 37-51.
- FENK-OCZLON, Gerttraud (1991): Frequenz und Kognition - Frequenz und Markiertheit. *Folia Linguistica* XXV/3-4; 361-394.
- HARNISCH, Rüdiger (1988): Natürliche Morphologie und morphologische Ökonomie. *ZPSK* 41; 426-437.
- HARNISCH, Rüdiger (1990): Morphologische Irregularität - Gebrauchshäufigkeit - psychische Nähe. Ein Zusammenhang im empirischen Befund und in seiner theoretischen Tragweite. In: MÉNDEZ DOSUNA/PENSADO (eds.)(1990); 53-64.
- HARNISCH, Rüdiger (1994): Allomorphische Variation und kognitive Kosten. Evidenz aus dem Ortsdialekt von Ludwigsradt in Oberfranken. In: VIERBECK (ed.)(1994); 283-296.
- HUNNIUS, Klaus (1994): Vorkommensfrequenz und Unregelmäßigkeit: die französische Orthographie. *Vox Romanica* 53; 195-208.
- LÖFFLER, Heinrich (1995): *Alemannische Dialektforschung*. Beiträge zur 11. Arbeitsagung alemannischer Dialektologen. Tübingen/Basel. (= Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur 68)
- MEIČUK, I. A. (1976): On Suppletion. *Linguistics* 170; 45-90.
- MÉNDEZ DOSUNA, Julián und PENSADO, Carmen (eds.)(1990): *Naturalists at Krens. Papers from the Workshop on Natural Phonology and Natural Morphology*. Salamanca.
- MYRKIN, Viktor (1994): Zum Gebrauch der deutschen Präteritums. *Deutsch als Fremdsprache*, Heft 3; 168-169.
- NÜBLING, Damaris (1995a): Die Kurzverben im Schweizerdeutschen. In der Kürze liegt die Würze oder Im Spannungsfeld zwischen Reduktion und Differenzierung. In: LÖFFLER (ed.) (1995); 165-179.
- NÜBLING, Damaris (1995b): Kurzverben in germanischen Sprachen. *ZDL* LXII, Heft 2; 127-154.
- ORTMANN, Wolf Dieter (1975): *Hochfrequente deutsche Wortformen I*. München.
- PILCH, Herbert (1970): *Alemannische Grammatik*. München.
- RAMAT, Anna Giacalone, CARRUBA, O. und BERNINI, G. eds. (1987): *Papers from the 7th International Conference on Historical Linguistics*. Amsterdam.
- RONNBERGER-SIBOLD, Elke (1980): *Sprachverwendung - Sprachsystem. Ökonomie und Wandel*. Tübingen. (= Linguistische Arbeiten 87)
- RONNBERGER-SIBOLD, Elke (1987): Verschiedene Wege zur Entstehung von suppletiven Flexionsparadigmen. *Deutsch gern - lieber - am liebsten*. In: BORETSKY/ENNINGER/STOLZ (eds.) (1987); 243-264.
- Zur Funktionalität von Suppletion
- RONNBERGER-SIBOLD, Elke (1988): Entstehung von Suppletion und Natürliche Morphologie. *ZPSK* 41, 4; 453-462.
- RONNBERGER-SIBOLD, Elke (1990): *The Genesis of Suppletion through Morphological Change*. BAHNER/SCHILDT/VEHWEGER (eds.)(1990); 628-631.
- RUDES, Blair A. (1980): On the nature of verbal suppletion. *Linguistics* 18; 655-676.
- RUOFF, Arno (1990): *Häufigkeitswörterbuch gesprochener Sprache*. 2. Aufl. Tübingen. (= Idiotica Bd. 8)
- TOMCZYK-POPNIŠKA, Ewa (1987): Linguistische Merkmale der deutschen gesprochenen Standardsprache. *Deutsche Sprache*; 336-357.
- URELAND, Sture und BRODERICK, George (eds.)(1991): *Language contact in the British Isles*. Proceedings of the Eighth International Symposium on Language Contact in Europe. Dordrecht, 1988. Tübingen.
- VIERBECK, Wolfgang (ed.)(1994): *Verhandlungen des Internationalen Dialektologenkongresses 1990*. ZDL-Beihft 76, Bd. 3.
- WEBER, Albert (1987): *Zürichdeutsche Grammatik. Ein Wegweiser zur guten Mundart*. Zürich.
- WERNER, Omar (1977): Suppletivwesen durch Lautwandel. DRACHMANN (ed.)(1977); 283.
- WERNER, Omar (1987a): The aim of morphological change is a good mixture - not a uniform language type. In: RAMAT/CARRUBA/BERNINI (eds.)(1987); 591-616.
- WERNER, Omar (1987b): *Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität*. BORETSKY/ENNINGER/STOLZ (eds.)(1987); 289-316.
- WERNER, Omar (1989): Sprachökonomie und Natürlichkeit im Bereich der Morphologie. *ZPSK* 42, 1; 34-47.
- WERNER, Omar (1991): *The incorporation of Old Norse pronouns into Middle English*. *Supplement by Joan*. In: URELAND/BRODERICK (eds.)(1991); 369-401.
- WURZEL, Wolfgang Ullrich (1990): *Gedanken zu Suppletion und Natürlichkeit*. In: *ZPSK* 41; 86-91.
- ZIPF, George (1936): *The Psycho-Biology of Language. An Introduction to Dynamic Philology*. London.

Variation und Stabilität in der Wortstruktur
Untersuchungen zu Entwicklung, Erwerb und Varietät
des Deutschen und anderer Sprachen

Herausgegeben von

Matthias Butt und Nanna Fuhrhop

1999

Georg Olms Verlag
Hildesheim · Zürich · New York

